



# Annie Ernaux

## Eine Frau



Bibliothek Suhrkamp

Partys), oder über Politik diskutieren wollte (den Algerienkrieg), hörte sie mir erst gern zu, glücklich, dass ich sie ins Vertrauen zog, nur um mich dann plötzlich anzuherrschen: »Schluss damit. Das steigt dir nur zu Kopf. Die Schule geht vor!«

Ich begann, gesellschaftliche Konventionen, religiöse Praktiken und Geld zu verachten. Ich schrieb Gedichte von Rimbaud und Prévert ab, klebte Fotos von James Dean auf meine Schulhefte, hörte Brassens' *La mauvaise réputation*, langweilte mich. Ich lebte meine jugendliche Rebellion auf romantische Weise aus, als würden meine Eltern dem Bürgertum angehören. Ich identifizierte mich mit unverständenen Künstlern. Für meine Mutter hatte die Rebellion nur einen einzigen Zweck gehabt, der Armut entkommen, und nur eine einzige Form, arbeiten und Geld verdienen, damit man es genauso gut hatte wie andere. Daher der bittere Vorwurf, den ich nicht begriff, genauso wenig, wie sie mein Verhalten verstand: »Wenn wir dich mit zwölf in die Fabrik geschickt hätten, wärest du jetzt nicht so. Du weißt gar nicht, wie gut du es hast.« Und auch die wütende Bemerkung, die sie oft machte: »Da geht sie schon aufs Pensionat und taugt trotzdem nicht mehr als andere.«

Manchmal stand ihr in Gestalt ihrer Tochter der Klassenfeind gegenüber.

Ich träumte nur noch davon wegzuziehen. Sie willigte ein, mich aufs Gymnasium nach Rouen gehen zu lassen, später nach London. Zu jedem Opfer bereit, damit ich ein besseres Leben hatte als sie, selbst dem größten, der Trennung von ihr. Fernab ihres Blicks stieg ich in den Abgrund dessen hinab, was sie mir verboten hatte, stopfte mich anschließend erst mit Essen voll und nahm dann wochenlang gar nichts zu mir, bis zur Benommenheit, bis ich lernte, frei zu sein. Ich vergaß unsere Konflikte. Als Studentin an der geisteswissenschaftlichen Fakultät hatte ich ein geschöntes Bild von ihr, ohne Geschrei und Wutausbrüche. Ich war mir ihrer Liebe und folgender Ungerechtigkeit sicher: sie verkaufte von morgens bis abends Kartoffeln und Milch, damit ich in einer Vorlesung über Platon sitzen konnte.

Ich freute mich, sie wiederzusehen, ich vermisste sie nicht. Ich suchte vor allem dann ihre Nähe, wenn ich Liebeskummer hatte, von dem ich ihr nicht erzählen konnte, obwohl sie mir inzwischen flüsternd anvertraute, wer in der Nachbarschaft mit wem ein Verhältnis und wer eine Fehlgeburt gehabt hatte: Es galt quasi als abgemacht, dass ich alt genug war, solche Dinge zu hören, dass sie mich aber nie selbst betreffen würden.

Wenn ich ankam, stand sie hinter der Theke. Die Kundinnen drehten sich um. Sie errötete leicht und lächelte. Wir umarmten uns erst in der Küche, nachdem die letzte Kundin gegangen war. Fragen nach der Fahrt, dem Studium, »leg mir deine Sachen zum Waschen raus«, »ich habe dir alle Zeitungen aufgehoben«. Liebenswürdigkeit, fast schon Befangenheit, wie das so ist, wenn man nicht mehr zusammenlebt. Jahrelang bestand

unsere Beziehung nur aus diesen Momenten der Rückkehr.

Mein Vater war am Magen operiert worden. Er ermüdete schnell und hatte nicht mehr die Kraft, schwere Kisten zu heben. Sie übernahm das und arbeitete für zwei, ohne zu klagen, fast mit Genugtuung. Seit ich nicht mehr da war, stritten die beiden seltener, sie näherte sich ihm wieder an, nannte ihn oft zärtlich »Väterchen« und war nachsichtiger, was seine Gewohnheiten anging, Rauchen zum Beispiel, »man muss sich doch auch mal was gönnen«. Im Sommer fuhren sie sonntags mit dem Auto raus aufs Land oder besuchten einen Cousin, eine Cousine. Im Winter ging meine Mutter zur Abendmesse und unterhielt sich anschließend mit alten Leuten. Auf dem Nachhauseweg durchquerte sie die Innenstadt und blieb in einer Ladenpassage, wo sich die Jugendlichen nach dem Kino versammelten, vor einem Fernseher stehen.

Die Kunden sagten weiterhin, sie sei eine schöne Frau. Immer noch mit gefärbtem Haar und hohen Absätzen, jetzt aber mit Flaum am Kinn, den sie heimlich absengte, und Bifokalbrille. (Belustigung und stille Schadenfreude meines Vaters, der darin eine ausgleichende Gerechtigkeit für ihren Altersunterschied sah.) Sie trug keine leichten Kleider in leuchtenden Farben mehr, sondern nur noch graue oder schwarze Kostüme, selbst im Sommer. Um es bequemer zu haben, steckte sie die Bluse nicht in den Rock.

Bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr dachte ich, ich sei schuld daran, dass sie alterte.

Niemand weiß, dass ich über sie schreibe. Ich schreibe auch nicht *über* sie, vielmehr habe ich den Eindruck, mit ihr zusammen an Orten und in einer Zeit zu sein, in der sie noch lebt. Manchmal stoße ich im Haus auf Dinge, die ihr gehört haben, vorgestern auf ihren Fingerhut, den sie immer auf die Kuppe ihres gekrümmten Zeigefingers, der in der Seilerei in eine Maschine geraten war, gesetzt hatte. Sogleich überwältigt mich das Gefühl, dass sie tot ist, und ich bin wieder in der realen Zeit, in der sie nie mehr sein wird. Unter diesen Umständen bedeutete »ein Buch veröffentlichen« nichts, außer den endgültigen Tod meiner Mutter. Das Bedürfnis, alle zu beschimpfen, die mich lächelnd fragen: »Wann kommt denn Ihr nächstes Buch?«

Auch wenn ich nicht mehr zu Hause wohnte, gehörte ich, solange ich unverheiratet war, ihr. Wenn Verwandte und Kunden nach mir fragten, antwortete sie: »Zum Heiraten hat sie noch Zeit. In ihrem Alter ist nichts verloren«, nur um sogleich hinzuzufügen, »ich

will sie nicht bei mir behalten. Mann und Kinder, das gehört zum Leben dazu.« Sie lief rot an und begann zu zittern, als ich ihr in einem Sommer erzählte, dass ich einen Studenten der Politikwissenschaften aus Bordeaux heiraten wolle, suchte nach Gründen, die dagegensprachen, fand zurück zu einem bäuerlichen Misstrauen, das sie eigentlich für rückständig hielt: »Aber er kommt nicht von hier.« Später ruhiger, sogar erfreut, dass die Leute in der Kleinstadt, in der die Ehe ein wesentliches Kriterium zur Einordnung von Menschen ist, nicht sagen konnten, ich hätte »einen Arbeiter genommen«. Eine neue Vertrautheit vereinte uns um den Kauf des Bestecks und des Kochtopfs, die Vorbereitungen für den »großen Tag«, später um die Kinder. Eine andere würde es zwischen uns nicht mehr geben.

Mein Mann und ich hatten dasselbe Bildungsniveau, wir diskutierten über Sartre und die Freiheit, sahen uns Antonionis *Die mit der Liebe spielen* im Kino an, vertraten dieselben linken Ansichten, stammten nicht aus derselben Welt. In seiner war man nicht unbedingt reich, aber man hatte studiert, hatte zu jedem Thema etwas Kluges zu sagen, spielte Bridge. Die Mutter meines Mannes, genauso alt wie meine, hatte einen schlank gebliebenen Körper, ein glattes Gesicht, gepflegte Hände. Sie konnte jedes Klavierstück vom Blatt spielen und war eine »gute Gastgeberin« (der Typ Frau, den man in Boulevardstücken im Fernsehen sieht, um die fünfzig, mit Perlenkette und Seidenbluse, »herrlich naiv«).

Angesichts dieser Welt war meine Mutter hin- und hergerissen zwischen der Bewunderung, die die guten Manieren, die Eleganz und die Bildung ihr einflößten, dem Stolz, dass ihre Tochter dazugehörte, und der Angst, dass man hinter der Fassade ausgesuchter Höflichkeit auf sie herabblickte. Das ganze Ausmaß ihres Gefühls der Unwürdigkeit, von dem sie mich nicht ausnahm (vielleicht brauchte es noch eine weitere Generation, um dieses Gefühl loszuwerden), in dem Satz, den sie am Tag vor meiner Hochzeit zu mir sagte: »Versuch, deinen Haushalt gut zu führen, damit er dich nicht *rauswirft*.« Und vor ein paar Jahren über meine Schwiegermutter: »Man merkt gleich, dass sie aus anderen Verhältnissen stammt als *wir*.«

Aus Angst, nicht um ihrer selbst willen geliebt zu werden, hoffte sie, für das geliebt zu werden, was sie uns gab. Sie wollte uns in unserem letzten Studienjahr unbedingt finanziell unterstützen und fragte immer beflissen, worüber wir uns freuen würden. Die Eltern meines Mannes waren humorvoll und originell, sie fühlten sich zu nichts verpflichtet.

Wir zogen erst nach Bordeaux, dann nach Annecy, wo mein Mann einen Posten in der Stadtverwaltung bekommen hatte. Zwischen dem Unterrichten an einem vierzig

Kilometer entfernten Gymnasium in den Bergen, einem Kind und der Küche wurde auch ich zu einer Frau, die nie Zeit hat. Ich dachte kaum an meine Mutter, sie war genauso weit weg wie mein Leben vor der Hochzeit. Ich antwortete kurz auf die alle vierzehn Tage eintreffenden Briefe, die mit »meine lieben Kinder« begannen und in denen sie ständig bedauerte, zu weit weg zu sein, um uns zu helfen. Einmal im Jahr fuhr ich sie für ein paar Tage im Sommer besuchen. Ich beschrieb ihr Annecy, die Wohnung, die Skistationen. Sie war sich mit meinem Vater einig, »ihr habt es gut, das ist die Hauptsache«. Unter vier Augen schien sie zu hoffen, dass ich ihr private Dinge über meinen Mann und unsere Ehe erzählte, und wirkte enttäuscht, weil sie wegen meines Schweigens die Frage, die sie vermutlich mehr als alles andere beschäftigte, nicht beantworten konnte, »macht er sie wenigstens glücklich?«.

1967 starb mein Vater innerhalb von vier Tagen an einem Infarkt. Diese Zeit kann ich nicht beschreiben, weil ich das bereits in einem anderen Buch getan habe, was bedeutet, dass niemals eine andere Erzählung möglich sein wird, mit anderen Worten, einer anderen Reihenfolge der Sätze. Nur sagen, dass ich vor mir sehe, wie meine Mutter nach dem Tod meines Vaters sein Gesicht wusch, ihm ein sauberes Hemd und den Sonntagsanzug anzog. Dabei redete sie beruhigend auf ihn ein wie auf ein Kleinkind, das man badet und ins Bett bringt. Angesichts dieser einfachen, präzisen Handgriffe dachte ich, dass sie immer gewusst hatte, dass er vor ihr sterben würde. In der ersten Nacht legte sie sich noch einmal neben ihn ins Bett. Bis die Angestellten des Bestattungsinstituts ihn abholen kamen, ging sie zwischen zwei Kunden zu ihm nach oben, so wie sie es auch während seiner viertägigen Krankheit getan hatte.

Nach der Beerdigung wirkte sie matt und traurig, sie sagte zu mir: »Es ist schwer, seinen Gefährten zu verlieren.« Sie führte den Laden und die Kneipe weiter. (Vor Kurzem las ich in einer Zeitung, »Verzweiflung ist ein Luxus«. Dass ich die Muße und das Geld habe, nach dem Tod meiner Mutter dieses Buch zu schreiben, ist zweifellos auch ein Luxus.)

Sie sah ihre Verwandten jetzt öfter, unterhielt sich im Laden stundenlang mit jungen Frauen und schloss die Kneipe, die mittlerweile stärker von der Jugend frequentiert wurde, später als sonst. Sie aß viel, nahm wieder zu und war redselig, mit einer Neigung, sich anderen anzuvertrauen wie ein junges Mädchen, geschmeichelt erzählte sie mir, zwei Witwer hätten sich für sie interessiert. Im Mai 68, am Telefon: »Selbst hier bewegt sich was, es bewegt sich was!« Dann im folgenden Sommer für die Wiederherstellung der Ordnung (und später empört, dass Linke in Paris den Feinkostladen Fauchon verwüstet

hatten, den sie sich ähnlich wie ihren Laden vorstellte, nur größer).

In ihren Briefen versicherte sie mir, für Langeweile habe sie keine Zeit. Aber im Grunde hatte sie nur eine Hoffnung, mit mir zusammenleben. Eines Tages, schüchtern: »Wenn ich zu dir ziehen würde, könnte ich dir den Haushalt machen.«

Wenn ich in Annecy an sie dachte, hatte ich ein schlechtes Gewissen. Wir wohnten in einem »großen bürgerlichen Haus«, wir bekamen ein zweites Kind: sie »hatte nichts davon«. Ich stellte sie mir mit ihren Enkeln vor, in einem komfortablen Leben, das ihr vermutlich gefallen hätte, weil sie es für mich gewollt hatte. 1970 verkaufte sie den Lebensmittelladen als Wohnhaus, weil sie keinen Käufer für das Geschäft gefunden hatte, und zog zu uns.

Es war ein milder Januartag. Sie traf am Nachmittag ein, mit dem Umzugswagen, während ich in der Schule war. Als ich nach Hause kam, fand ich sie im Garten, sie hatte ihren einjährigen Enkel auf dem Arm und überwachte den Transport der Möbel und Umzugskartons voller Konservendosen, den Resten des Ladenbestands. Ihr Haar war vollkommen weiß, sie lachte, sprühte vor Vitalität. Von Weitem rief sie mir zu: »Nur keine Eile!« Mit einem Mal dachte ich deprimiert, »von jetzt an werde ich immer vor ihren Augen leben«.

Anfangs war sie weniger glücklicher als erwartet. Von heute auf morgen war ihr Leben als Ladeninhaberin vorbei, die Angst vor den Rechnungen, die Erschöpfung, aber auch das Kommen und Gehen und die Gespräche mit der Kundschaft, der Stolz, »sein eigenes Geld zu verdienen«. Jetzt war sie nur noch »Großmutter«, niemand in der Stadt kannte sie, und zum Reden hatte sie nur uns. Schlagartig war ihr Universum trist und eng, sie fühlte sich wie ein Nichts.

Dazu: bei der Tochter und dem Schwiegersohn zu leben, bedeutete, an einer Lebensweise teilzuhaben, auf die sie stolz war (zu den Verwandten: »Die beiden leben in sehr guten Verhältnissen!«). Es bedeutete aber auch, die nassen Geschirrtücher nicht auf der Heizung im Flur zu trocknen, im Umgang mit den Dingen »aufzupassen« (Schallplatten, Kristallvasen), auf »Hygiene« zu achten (den Kindern nicht mit dem eigenen Taschentuch die Nase putzen). Merken, dass dem, was ihr wichtig war, keine Bedeutung beigemessen wird, Lokalnachrichten, Verbrechen, Unfälle, ein gutes Verhältnis zu den Nachbarn, ständig Angst, anderen »zur Last zu fallen« (dass sogar über diese Sorgen gelacht wurde, was sie schockierte). Es bedeutete, in einer Welt zu leben, die sie einerseits aufnahm, andererseits ausgrenzte. Eines Tages, wütend: »Ich passe hier nicht ins Bild.«

Also ging sie nicht ans Telefon, selbst wenn es neben ihr klingelte, klopfte